

### Rezension: Karl-Siegbert Rehberg u.a. (Hg.): Kultur als Chance. Konsequenzen des demografischen Wandels

Farhadian, Verena

Veröffentlichungsversion / Published Version

Rezension / review

#### Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Farhadian, V. (2012). Rezension: Karl-Siegbert Rehberg u.a. (Hg.): Kultur als Chance. Konsequenzen des demografischen Wandels. [Rezension des Buches *Kultur als Chance: Konsequenzen des demografischen Wandels*, hrsg. von K.-S. Rehberg, G. Staube, & R. Lindner]. *Journal für Generationengerechtigkeit*, 12(1), 46-47. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-317893>

#### Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

#### Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

sich vor allem nach Einführung der Bachelorstudiengänge verändern wird.“ (S. 352). Hier ist der Zusammenhang zwischen den Aussagen nicht klar dargelegt. Im siebten und letzten Kapitel *Die Dekonstruktion des Alters* geht der Soziologe Josef Reindl der Frage nach, inwiefern Alterung die Innovations- und Wettbewerbsfähigkeit von Unternehmen bedroht (S. 403). Er weist darauf hin, dass zwar in Wissenschaft und Politik Ältere keineswegs als abgeschrieben gelten, aber in der Arbeits- und Personalpolitik der Unternehmen das Bild des fähigen alten Menschen bisher kaum angekommen sei (S. 404). Dem Autor zufolge

sind für Unternehmen nicht per se ältere Arbeitnehmer ein Dorn im Auge, sondern „für sie sind alle Altersgruppen gleich (...), wenn sie die gleiche Leistung bringen.“ (S. 411). Reindl sieht in älteren Menschen durchaus Potenzial und unterstreicht dies durch die Anführung, wonach die Ursache für eine Diskriminierung älterer Menschen nicht in Defiziten dieser Menschen begründet ist, sondern in der gesellschaftlichen Konstruktion von Alter (S. 414).

Insgesamt enthält das Buch interessante Befunde zu den tatsächlichen Folgen des demografischen Wandels. Allerdings ist das Buch für Laien eher ungeeignet, da die vie-

len statistischen Ausführungen zu trocken und schwer nachvollziehbar sein könnten. Gleiches gilt für Textstellen zu den Einkommensquellen von Kommunen und den kommunalen Finanzausgleich. Für die Fachwelt ist dies jedoch ein gelungenes Werk.

*Daniel Bieber (Hg.) (2011): Sorgenkind demografischer Wandel? Warum die Demografie nicht an allem schuld ist. München: oekom. 488 Seiten. ISBN: 978-3865812247. Preis: 39,90 €.*

## Karl-Siegbert Rehberg u.a. (Hg.): Kultur als Chance. Konsequenzen des demografischen Wandels

Rezensiert von Verena Farhadian

Im Nachklang an eine Tagung der Kulturstiftung des Freistaates Sachsen und des Deutschen Hygiene-Museums Dresden wurde dieses Buch veröffentlicht, das sich mit den Auswirkungen des demografischen Wandels auf kulturelle Einrichtungen wie Theater und Bibliotheken, Museen und Musikschulen befasst. Die in diesem Werk aufgeführten 13 Tagungsbeiträge stammen von Personen aus Politik und Wissenschaft. Herausgegeben wurde der Sammelband von Karl-Siegbert Rehberg, Professor für Soziologische Theorie, Theoriesgeschichte und Kultursoziologie an der TU Dresden zusammen mit Gisela Staupe, Stellvertretende Direktorin des Deutschen Hygiene-Museums Dresden sowie Ralph Lindner, Direktor der Kulturstiftung des Freistaates Sachsen.

In seinem Eröffnungsbeitrag wirft Sachsens Ministerpräsident Stanislaw Tillich die Frage auf, ob ausschließlich der Staat kultureller Förderer sein muss und weist darauf hin, dass der Staat „(...) keine ureigene Zuständigkeit für Kultur (...)“ hat (S. 20). Insgesamt spricht er sich dafür aus, dass sich Gesellschaft und Staat Seite an Seite für Kultur einsetzen müssen.

Karl-Siegbert Rehberg weist in seinem Beitrag hingegen auf die Bedeutung der Rolle des Staates bei der Sicherung des kulturellen



Erbes hin (S. 36). Ganz zentral ist für ihn eine bessere frühe Sensibilisierung von Kindern und Jugendlichen für den Bereich Kultur. Er verweist auf die deutlich bessere Altersstruktur der Besucher von Kunstmuseen im Ausland und zeigt mögliche Gründe hierfür auf. Denn in Frankreich „(...) gibt es ein verhältnismäßig junges Museumspublikum, vor allem dadurch, dass Museumsbesuche in Frankreich in höherem Maße Teil der schulischen Ausbildung sind, als man das für Deutschland sagen kann.“ (S. 38).

Es müssen nach Rehberg Kulturangebote entwickelt werden, die die verschiedenen Generationen zusammenbringen. Insgesamt sieht er den demografischen Wandel für die Kulturlandschaft nicht als Damoklesschwert.

Im nächsten soziologisch ausgerichteten Beitrag kritisiert Karl Ulrich Mayer, Präsident der Leibnitz-Gemeinschaft, die viel zu späte Befassung der Soziologie mit Bevölkerungsfragen und -problemen. Entgegen deterministischer Prognosen über einen unausweichlichen und anhaltenden Bevölkerungsrückgang, schreibt Mayer „das Gebärverhalten (kann, V.F.) sich (...) durchaus auch kurzfristig verändern. Beispiel dafür sind nicht nur das Ende des Babybooms in den sechziger Jahren, der Auf- und Abschwing der schwedischen Geburtenraten, (...)“ (S. 47).

Heinz Bude, Professor für Makrosoziologie an der Universität Kassel, konstatiert, dass weder gezielte Einwanderung noch eine Erhöhung der Geburtenrate die Probleme des demografischen Wandels lösen könne. Sein Fazit: „Der einzige realistische Weg besteht in einer Verlängerung der Lebensarbeitszeit.“ (S. 53).

Für Matthias Dreyer, Leiter der Verwaltung der Stiftung Niedersachsen, liegt die Schwierigkeit für die Kultureinrichtungen zwar

auch im demografischen Wandel begründet. Doch schwerwiegend ist für Dreyer auch die Kluft zwischen der Erkenntnis darüber, dass der demografische Wandel Folgen für die Kulturlandschaften haben wird und den tatsächlichen Reaktionen der Beteiligten hierauf. Für Dreyer liegt die primäre Handlungskonsequenz für die Kultureinrichtungen in einem gezielten Kulturmanagement und Kulturmarketing (S. 61). Dieser Forderung verleiht er Inhalt, indem er zugleich einige interessante Strategien hierzu anführt. Beim Lesen erkennt man, dass Dreyer nicht versucht, Zauberslösungen für die Kultureinrichtungen zu präsentieren. Er weist darauf hin, dass „(...) es nicht den Königsweg zur Bewältigung der (...) Herausforderungen gibt. Zu unterschiedlich sind die demografischen Ausprägungen in den Regionen (...)“ (S. 65).

Im nachfolgenden Interview mit Kurt Biedenkopf, geführt von Karl-Siegbert Rehberg, weist Rehberg auf Biedenkopfs Leistungen hin, der die demografischen Veränderungen bereits zu einem sehr frühen Zeitpunkt angesprochen hatte, als dieses Thema aufgrund der NS-Zeit noch ein Tabu war (S. 68). Im Zentrum steht anschließend die Frage, inwiefern eine Marktwirtschaft mit Privateigentum ohne Wachstum funktionieren kann. Interessant sind Biedenkopfs Erörterungen verschiedener Wachstumstreiber, denn für ihn ist z.B. die Kultur ein wichtiger Wachstumstreiber. „Ein kulturelles Umfeld, an dem man teilhaben kann, (...), bedeutet (...) eine Standortverbesserung.“ (S. 78). Dass Kultur durchaus ein Wachstumsmotor sein kann, betont auch Christoph Grunenberg, Direktor der Tate Liverpool in seinem sehr empfehlenswerten Beitrag. Grunenberg geht zunächst weit in die Vergangenheit Liverpools zurück und führt den Leser durch die Geschichte dieser einst zweiten Stadt des britischen Empires. In anschaulicher und verständlicher Weise zeigt er jene Faktoren auf, die Liverpools Niedergang herbeigeführt haben. Grunenberg zeigt dann, wie es Liverpool gelang, durch einen Ausbau der kulturellen Infrastruktur vom Krisenherd zur europäischen Kulturhauptstadt zu werden. Grunenberg zeigt deutlich, dass für ihn Kultur ein ganz entscheidender Lebensmotor für Städte und Regionen ist. Gisela Staupe, stellvertretende Direktorin der Stiftung Deutsches Hygiene-Museum, vertritt die Position, dass es für Museen nicht mehr ausreichend ist, nur als Verwalter des kulturellen Erbes zu agieren. In ihrem

Beitrag stellt sie daher Strategien des Deutschen Hygiene-Museum vor, auf den demografischen Wandel zu reagieren, z.B. die Bewusstseinsmachung des Wertes kultureller Bildung.

Pius Knüsel, Direktor der Schweizerischen Kulturstiftung Pro Helvetia, fordert in seinem Beitrag von der Kulturpolitik, dass sie sich intensiver mit der ‚Welt der Barbaren‘ befassen müsse, also auch mit Erzeugnissen von den Menschen, die kein Interesse an der Hochkultur haben (S. 129). Denn für Knüsel sind z.B. auch Computerspiele künstlerische Ausdrucksformen. Er bringt zum Ausdruck, dass es für ihn nicht eine überlegene Hochkultur gibt: „Es gibt keinen Begriff mehr für die kulturelle Substanz dieses oder irgendeines Landes. (...) Jede heutige Gesellschaft ist ein unübersehbares Puzzle von Gruppen, die alle gleichermaßen berechnete kulturelle Ausdrucksformen leben. Oper steht nicht höher als serbische Folklore.“ (S. 134). Er attestiert der derzeitigen Kulturpolitik ein kontraproduktives Festklammern an einem starren Kulturbegriff, wodurch sie spannende gesellschaftliche Entwicklungen verpasse. Kritik an Knüsel übt im nächsten Beitrag der Stadtplaner Albrecht Göschel. Er rüttelt an Pius Argumentationsbasis und negiert, dass aus der ‚Welt der Barbaren‘ kulturelle Innovationen kommen (S. 141).

Im nächsten Beitrag widmet sich Dieter Haselbach, Geschäftsführer des Zentrums für Kulturforschung Bonn, zunächst den Ergebnissen empirischer Forschung zum Wandel von Kulturverhalten und zeigt anschließend auf, wie auf der Grundlage der Befunde Kulturmanagement und kulturelle Bildung erfolgen sollten. Insgesamt legt Haselbach interessante Befunde dar, etwa wenn er darauf verweist, dass Jugendliche mit muslimischem Hintergrund, von denen mindestens ein Elternteil das Abitur hat, ein viel größeres Interesse an Hochkultur haben, als deutsche Jugendliche mit ähnlichem Bildungshintergrund (S. 150).

Hans-Heinrich Grosse-Brockhoff, Staatssekretär für Kultur des Landes NRW, verweist in seinem Beitrag darauf, dass Kultur eine ganz zentrale Quelle für Kreativität und Innovationskraft und damit unerlässlich für unsere heutige Informationsgesellschaft sei, in der immaterielle, geistige Schöpfungen eine ganz wesentliche Position haben. Zugleich plädiert er für eine Neuverteilung der Kosten für Kultur zwischen öffentlicher und privater Hand und ruft ins Gedächtnis, dass „unsere älteren Theater, Museen, Konzert-

hallen etc. (...) Gründungen entweder von Fürsten oder aber von einzelnen oder (...) mehreren Bürgern“ sind (S. 168). Insgesamt lautet sein Aufruf: Kultur braucht Engagement, und zwar jedes einzelnen.

Der letzte Beitrag stammt von Hans Joachim Meyer, ehemaliger Präsident des Zentralkomitees der deutschen Katholiken. Für ihn ist der Bund die zentrale Instanz für die Kulturförderung und Kultur der zentrale Anker im Leben. Denn erst „die Begegnung und der Umgang mit Kultur verlocken und befähigen Menschen dazu, ihre Persönlichkeit zu entfalten.“ (S. 178). Doch um diese Wirkung zu erzielen, muss Kultur auch die Bedürfnisse der Menschen ansprechen. Gleichzeitig verweist er auf die Gefahr, dass Präferenzen unreflektiert nachgekommen wird. „Was dabei herauskommt, wenn sich Kultur nach demoskopisch ermittelten Wünschen richtet, kann täglich im deutschen Fernsehen besichtigt werden. Dessen kultureller Abstieg während der letzten zwanzig Jahre ist eklatant.“ (S. 181). Wie dieses Dilemma zwischen Anspruch und Wirklichkeit gelöst werden kann, zeigt der Autor allerdings nicht.

Durch die verschiedenen Beiträge von Personen unterschiedlicher Berufswege ist dieses Buch sehr facettenreich und eine empfehlenswerte Lektüre. Gelungen ist auch, dass die Beiträge das Thema Kulturlandschaft und demografischen Wandel von ganz unterschiedlichen Ausgangspunkten beleuchten. Dadurch wirkt der Sammelband lebendig.

*Karl-Siegbert Rehberg u.a. (Hg.) (2011): Kultur als Chance. Köln: Böhlau. 189 Seiten. ISBN: 978-3412206819. Preis: 24,90 €.*